

---

n e t z T E X T E

von

[Magdalena Bott](#)

versalia.de

---

# Inhalt

Die NuÃ	1
Endora	5

# Die NuÃ

Ich lag im schmalen Schattenband auf dem Balkon. Die trockene Haut leicht gerÃ¶tet, langsam an der Zigarette ziehend. Der Tabak war trocken und scharf. Ich war entspannt und gut gelaunt, trotzdem noch einige Verpflichtungen offenstanden, vor denen ich mich sichtbar drÃ¼ckte. Gedankenfetzen, die sich schon lange vorher um das WÃ¼nschen gekreist hatten und um die Frage, warum wÃ¼nschen sich die einen weniger, als die anderen, oder warum grenzen sie ihre WÃ¼nsche ein, es ist doch nichts dabei, sich UnmÃ¶gliches zu wÃ¼nschen, fÃ¼gten sich langsam zu einem Ã¼berschaubaren GedankengebÃude zusammen. Und die Antwort, die ich schon beim ersten Nachdenken Ã¼ber dieses PhÃ¶nomen hatte, kam noch einmal klar und laut zu mir. Nur war sie noch etwas zerstÃ¼ckelt und muÃte erst mal, wie Teig, zusammen geknetet werden, ein Teig, der keiner wÃ¶re ohne Mehl oder FlÃ¼ssigkeit. Und das Rezept fÃ¼r einen ausgewogenen, schmackhaften Teig, der den Hunger befriedigend stillen und dazu noch schmecken sollte, bastelte ich aus diesen Teilantworten zusammen, die ich im Laufe meiner wiederholten BeschÃftigungen mit der Frage nach dem WÃ¼nschen gemacht hatte und, da sie mir richtig schienen, nun zu einem brauchbaren Konstrukt zusammensetzen wollte, wobei mir alle gefundenen Ergebnisse zur LÃ¶sung dieser Frage keines einzigen entbehren sollte, wollte es ein guter Teig wie der eben beschriebene werden.

Da ich aus einer bescheidenen BÃäckerei stamme, habe ich nicht nur gelernt mich mit Bescheidenem zufrieden zu geben, sondern auch hierin noch AnsprÃ¼che zu stellen, Ã¼ber die die Anspruchsvollen wohl nur mitleidig lÃ¤cheln wÃ¼rden, wÃ¤hrend sie sich einen alten Kuchen aus einem vornehmen CafÃ© zwischen die ZÃ¤hne schieben und im Glauben wÃ¤hnen, daÃ der Kuchen aber heute besonders fein sei, nur weil er aus dem besagten CafÃ© stammt und 4,30 DM kostet.

Ich fÃ¼r meinen bescheidenen Teil ziehe ein frisches, mit Butter gebackenes Croissant, auÃen leicht gross und innen schÃ¶n locker, aber nicht zu brÃ¶selig oder zu zÃ¤h, fÃ¼r bescheidene 1,50 DM einem Kuchengebilde vor, das aus undefinierbaren Ingredienzien besteht, die womÃ¶glich den EÃbarkeitstest nicht bestanden hÃ¤tten, wÃ¶re das Gesundheitsamt rechtzeitig vor ihrer Verwendung aufgetaucht, um sie zur Untersuchung zu beschlagnahmen.

Genau so, wie ich es mit EÃbarem, Kleidbarem und sonstig Brauchbarem handhabte, so auch mit den Antworten zu irgendwelchen wichtigen oder unwichtigen Fragen und Antworten, die sich Dank meiner praktischen und rationellen Veranlagung, in einfacher Art bei mir einfanden und mein bescheidenes GemÃ¼t vollauf zufriedenstellten, auch wenn mir gleichzeitig klar war, daÃ es genausogut die falsche Antwort hÃ¤tte sein kÃ¶nnen und ich sie mal bei Gelegenheit revidieren mÃ¼Ãte, sollte sie meinen AnsprÃ¼chen nicht mehr GenÃ¼ge leisten.

Meistens verfuhr ich so, daÃ ich sie entweder mit neu Erfahrenem ergÃ¤nzte, das mir Andere lieferten, die sich Ã¼ber dieselbe Frage auch schon ihre Gedanken gemacht hatten, oder das ich Ungenauigkeiten oder Teilwahrheiten abstrich und das Ganze verkÃ¼rzte und auf ErgÃ¤nzungen wartete, oder daÃ ich meine Gedanken Ã¼ber eine solche Frage ganz auslÃ¶schte, mir aber jederzeit die MÃ¶glichkeit offenhielt, die alte Antwort noch mal hochholen zu kÃ¶nnen, um sie noch mal durchzuchecken und mich ihres Sinns oder Unsinns erneut zu vergegenwÃ¤rtigen, aber dadurch Raum hatte, auf neue LÃ¶sungen zu warten, ohne dabei die Geduld zu verlieren, hatte mir doch die Erfahrung gezeigt, daÃ die Antwort genau im rechten Moment kommt, wenn sie wirklich gebraucht ist.

Die Frage nun, die das WÃ¼nschen betraf, gehÃ¶rte zu den unwichtigen in meinem Leben, dennoch beachtenswerten Fragen, die mir oft mit ihrer Befassung und vielleicht auch daraus resultierenden Antworten, groÃe und wichtige Probleme gelÃ¶st hatten, zu denen ich manchmal noch nicht einmal die Frage gestellt hatte.

Drum empfand ich es durchaus nicht als vergeudete Zeit oder Energie, mich auch den kleinen Gedanken intensiv zu stellen, und sei es nur der philosophischen EtÃ¼de wegen, die durchaus amÃ¼sant und kurzweilig sein konnte, solange ich nicht die MÃ¼cke zum Elefanten machte und der Charakter der Unwichtigkeit sich plÃ¶tzlich in den einer Bedrohung oder Belastung wandelte, und ich mich mit dem kÃ¼nstlich aufgeladenen Ballast herumÃ¤rgern muÃte, oder gar noch Depressionen

bekam. Bedenkenswert ja, aber es mußte klar sein, ob lebensnotwendig oder aufschiebbar, d. h. gelegentlich mal einen Gedanken daran verlieren und wenn es wirklich keine Fröchte trägt, dann forget it forever oder benutze ihn für ein Meditationsspiel oder zur sonstigen Unterhaltung.

Da wäre ich nun wieder bei meinem Teig angekommen, den ich noch immer nicht zubereitet hatte. Um es nun kurz zu machen, (es schien ein kleines Kaffeestückchen zu werden) gab ich mir schließlich die kleine Antwort auf die unbedeutende Frage, warum sich einige weniger als andere wünschen und warum sie nicht einfach alles Wünschenswerte wünschen, und sei es noch so großwahnwitzig und unmöglich. Die Antwort war schon aus der Frage zu ersehen. Wer gibt schon gerne zu, großwahnwitzig zu sein, wobei noch die Dunkelziffer beachtet werden mußte, derjenigen, die ihre unglaublichen Wünsche erst gar nicht zu äußern wagen, im Hinterkopf Frau Meier oder Herrn Müller, die deswegen mal für kurz oder länger aus dem Verkehr gezogen wurden, da sie eine unangemessene Haltung nach außen kehrten und dadurch eine Bedrohung für die normalen Bürger darstellten. Diejenigen, die nicht zur Dunkelziffer gehörten, waren entweder tief bescheiden, wobei mir ein solcher Mensch noch nie begegnet ist, oder hatten sich noch nie Gedanken über die mögliche Unmöglichkeit, bzw. die wahrscheinliche Unwahrscheinlichkeit gemacht.

Vielleicht interessierten sie sich auch nicht für ihre Wünsche, geschweige denn für die Wünsche anderer oder den Wunsch überhaupt. Vielleicht aber hielten sie schon ihre selbstverständlichen Wünsche nach einer Familie oder einem Auto, oder einem tollen Urlaub für unerfüllbar, was sie dann auch waren, und kamen erst gar nicht auf die Idee noch Tolleres zu wünschen, wobei es im Ermessen der Einzelnen liegt, was sie noch für toller ansehen könnten. Der gravierendste Punkt aber zur Begründung der Andersartigkeit des Wünschens bei den Einzelnen, wäre wohl dieser, nämlich der Glaube oder Nichtglaube an seine Erfüllung. Das konnte dann zum einen so aussehen, daß, wenn ein Wunsch erfüllt würde, der nächste schon auf der Liste stünde und auch nach Erfüllung strebte, und so fort. Wenn aber keiner oder nur wenige erfüllt würden, entweder die Wünsche herabgeschraubt würden, um die Möglichkeit des Erfülltwerdens zu steigern oder schier unerfüllbare Wünsche zu hegen, um die Hoffnung zu nähren, daß vielleicht doch wenigstens etwas in der Richtung erfüllt würde. Wobei ich hierbei wiederum unterschied zwischen denen, die an die Erfüllung dieser Wahnsinns wünsche glaubten, die dennoch nie erfüllt zu werden schienen, eben weil sie es nicht bemerkten oder wahrhaben wollten, oder tatsächlich nicht erfüllt worden waren, trotz Glaube, der dann aber ein schwacher war, und denen, die auch daran glaubten und denen er erfüllt wurde, oft zu ihrem Schrecken. Denn wer hätte je geglaubt, daß so was tatsächlich wahr werden könnte? Und was hatten sie jetzt noch zu wünschen?

Ich kam zu dem Ergebnis, daß die besagte Dunkelziffer deswegen so hoch sein mußte, da im Grunde die Wenigsten an die Erfüllung ihrer Wünsche glaubten und somit Nahrung und Traumstoff bis an ihr Lebensende hatten und die entsprechende Größe für ihr eigentlich unerfülltes Leben.

Je mehr ich mich in diese Gedankengänge hineinsteigerte, desto klarer wurde mir, wie unklar eigentlich mein Antwortteig war und mich tröstete der Gedanke, daß es ja eine der unwichtigen Fragen sei, die erst mal ad acta gelegt werden konnte und zur Beantwortung noch Zeit hatte.

Eigentlich war es ja auch nicht diese Frage, die mich beschäftigte, sondern sie hatte einen ganz anderen Wunsch verdrängt, der mir plötzlich kam, als ich genüsslich an der Zigarette ziehend mich zurücklegte und mich entschloß, herauszubekommen, wie ich wohl von dieser Erde scheiden würde.

Als ich mich hierbei ertappte und mir bewußt wurde, wie jung ich noch bin, und daß ich faul in der Sonne brate und bestimmt Besseres zu tun gehabt hätte, als über mein Ende zu sinnieren, mußte ich laut lachen, und diese kurze Ablenkung ließ sofort den schon öfter gehalten Gedanken des Wünschens herein, der mich zunächst den ersteren vergessen ließ.

Da dann auch das Interesse für mein Ableben verblaßt war, legte ich dieses Thema ebenfalls beiseite und erinnerte mich noch mal an mein Vorhaben und an mein „mir-darüber-Sichersein“, daß ich ja einhundertunddrei Jahre alt werden würde und logisch daraus folgern konnte, daß dann mein Tod ein natürlicher sein mußte, immer die Tatsache im Auge behaltend, daß natürlich auch alles

anders kommen könnte.

Damit war für mich der kleine Ausflug beendet und ich widmete mich wieder profaneren Dingen. Das aber auch nur, weil ein Anruf für mich kam, der mich noch mal auf die Erde zurückholte. Und plötzlich fielen mir all die unerledigten Dinge noch mal ein, die ich seit Tagen schon vor mir hergeschoben hatte. Ich kann nur immer wieder staunen mit welch plausiblen Ausreden und Trübsungen ich mich um diese Arbeit herumdrücken konnte, und das mit wenig schlechtem Gewissen.

Ich raffte mein bisschen Energie zusammen, die ich lieber für Angenehmeres gebraucht hätte und quälte mich durch die Italienischlektionen. Ein bisschen Energie deshalb, weil ich mit Sparflamme arbeitete, denn ich wollte sie mir für genußreichere Dinge aufheben, die ich im Moment im Nachsinnen und Verwerten meiner Inspirationen finden konnte. Als ich mich nämlich notgedrungen an den Schreibtisch setzte, um mein Soll zu erfüllen,

stieß mir das Wörtchen „Müde“ unangenehm auf, wie nach einer knoblauchreichen Mahlzeit, die noch Stunden später nachschmecken kann, wenn sich langsam die Gase nach oben hinaus ihren Weg bahnen.

Insbesondere erinnerte ich mich an ein Gespräch, das ich kurz vorher mit Bernd geführt hatte, der mir darin seine Sichtweise dem „Müssen“ gegenüber unterbreitete. Ein Thema, das mich schon seit längerem mehr oder weniger in Beschlag nahm und das ich auf möglichst humane Weise zu klären versuchte, und zwar kurz und bündig, gerade wie ich's brauchte. Ich sah ein, daß dies auf Dauer keine Lösung war. Irgendwann müßte ich mich mit dem „Müssen“ mal auseinandersetzen. Ärgerte mich, daß ich schon wieder müßte und erlaubte mir mal zu dürfen.) Schließlich sollte dieser Störenfried ja langsam aus meinem Wortschatz eliminiert werden. Wenn ich es in der wörtlichen Sprache auch nicht mehr so oft gebrauchte, so doch in Gedanken, die ich meist in Worte faßte.

Aber nicht mal Worte waren nötig, um mir gedanklich das „Müde“ auszudrücken. Diese sogenannten Blitzgedanken bedurften nämlich schon keiner Worte mehr, sie zeigten nur noch, was anstand, und das so schnell, daß ich sie schließlich erst bei einer Rekonstruktion bis zurück zu ihrem Anfang, in Worte fassen konnte.

Da ich diese Zurückverfolgung aber nicht gerade oft anwandte, konnte ich an körperlichen Reaktionen genausogut mitbekommen, was da grade in meinem Kopf ablief. Bei Herzklopfen oder flauem Magen, wobei das Letztere recht oft vorkam, wußte ich, daß ich irgendwas müßte, wovon ich mich mal wieder gedrückt hatte, eben weil ich es müßte, wovon ich übrigens mein Leben lang der Überzeugung war.

Die Gewißheit schließlich, daß ich gar nichts zu müssen hatte und haben würde, außerdem der existentiellen Bedürfnissen, die nun einmal da waren, und die ich noch recht gerne erledigte, denn ich wollte ja schließlich alt werden, weil mir klar war, daß ich mich wohl kaum um den irdischen Tod drücken konnte, der immer näher rückte, je älter ich wurde, und den ich als das einzige „Müde“ akzeptieren wollte. Und nicht einmal dieses war sicher; wer sagte denn, daß ich zu sterben hatte, nur weil es alle taten? Bei dieser Frage war ich froh, daß ich irgendwann einmal sterben durfte, denn länger als einhundertunddrei Jahre würde ich es wohl hier nicht aushalten wollen.

„Eigentlich“, so fuhr ich fort, „ist es ja dann ein Gnadenakt sterben zu dürfen.“

Nachdem ich nun dieses Wörtchen ad absurdum geführt hatte, war mein Gemüt etwas beruhigter und ich durfte mich an meine Lektionen heranwagen. Und es fiel mir sogar leicht, hierfür meine Kräfte zusammenzunehmen und voll konzentriert einzusteigen.

Und als ich schließlich meine Pflicht getan hatte, brannte mir nur noch auf der Seele, mich mit der Pflicht auseinanderzusetzen und inwieweit sie mit dem „Müde“ verwandt ist. Das müßte ich jetzt tun und Ärgerte mich über den Zwangscharakter, den das Ganze anzunehmen schien und der durch einen lächerlichen Gedanken ausgelöst worden war. Ich konnte und wollte auch nicht aufgeben.

Wenigstens die Pflicht wollte ich mir noch zum Pflichtgedanken machen und dann wirklich wieder der äußeren Welt mein Gesicht zukehren. Dummerweise schlichen sich beim Gedanken an die Pflicht natürliche Gedanken über die Freiheit ein. Aber die wollte ich jetzt mal ganz weglassen, denn dann würde eine nur noch größere Lawine ausgelöst werden, die dann schließlich zum freien Willen, zur

---

Liebe und über Gott und den Teufel, das Böse schlechthin, über Sinn und Unsinn von der Welt, der Natur und ins Unendliche sich ausbreiten würde. Es war nur eine Ahnung, aber ich wusste, dass es zwangsläufig dahin führen würde und beschrankte mich darum absichtlich auf die noch offenstehende Pflicht.

Außerdem hatte ich Zeit und Mühe und es würde sicherlich bereichernd sein, meine konkrete Einstellung zum Pflichtbewusstsein, in Ausklammerung des „Mühe“ herauszukristallisieren. Da ich nun weit war, ohne das „Mühe“ auskommen zu können, zumindest wusste ich, dass es nicht zu sein brauchte, konnte ich die Pflicht als solche, freier sehen, d. h., dass sie ein Mühe ist, Menschen und Handlungen gegenüber, das ich mir frei auferlegen darf, um zur Harmonie in meiner Umgebung und in mir beizutragen, die ich anstrebe.

Ich konnte mich auch für das Gegenteil entscheiden, so dachte ich weiter, und mich von jeglicher Pflicht fernhalten. Dies hätte aber ein Chaos zur Folge, dem ich mich nicht hätte aussetzen wollen, war es doch auch so schon unordentlich genug, und die wenigen Pflichten, die ich mir auferlegt hatte, wollte ich auf keinem Fall aufgeben, wenn ich nicht meine Struktur verlieren wollte.

Und diese Struktur war es, die mich aufbaute, aufrechterhielt und stützte. Innerhalb dieser Struktur stand es mir frei, mich zu bewegen wohin ich wollte und dank meines Pflichtbewusstseins auch, war es mir möglich über dieses hinauszugehen, wenn ich es gewollt hätte, da ich das Vertrauen derjenigen hatte, denen gegenüber ich mich verpflichtet hatte. Das Thema war somit schnell abgehandelt.

Das Mühe und die Pflicht waren nötig, um eine Stabilität in meinen Lebenswandel zu bringen. Mit dem Unterschied, dass ich auf alle Fälle meine Pflichten beibehalten wollte, weil sie mir sichtlich gut taten und auch mein Selbstwertgefühl erhöhten, kam ich ihnen verantwortungsvoll nach, und das ich das Mühe möglichst vermeiden wollte, um mir meiner Freiheit mehr bewusst zu werden und sie dementsprechend großzügiger genießen zu können, mit der gleichzeitigen Erkenntnis allerdings, dass es schwer sein würde, ganz ohne dieses Mühe auskommen, solange ich noch Gefangene meiner selbst war.

Trostreich war für mich, dass es durchaus machbar ist, ohne Mühe zu leben, und dass halt ein bestimmter Reifegrad hierzu vorhanden sein müsste, um gänzlich davon wegzukommen. Jedenfalls empfand ich es nun durchaus nicht mehr als lästig, sondern als hilfreich müssen zu dürfen und dankte der Pflicht, die mich durch diesen kurzen Ausflug ein bisschen dem Mühe freundschaftlich nähergebracht hatte.

# Endora

Was mich bewegte, so spät abends noch einen Spaziergang zu machen, weil ich nicht mehr. Ich schlenderte die dunkle Straße entlang. Es war warm. Ein Fahrradfahrer näherte sich von hinten. Als er an mir vorbei war, sah er zurück und stieg vom Rad. Er wartete, bis ich ihn erreicht hatte. Dann stieg er wieder auf, fuhr los und schaute nochmals zurück. Erneut stieg er ab. Ich wurde unsicher, hatte aber kaum Angst. Gott sei Dank kamen mir zwei junge Männer entgegen, die das Ganze beobachtet hatten. Sie fragten mich, ob alles in Ordnung sei. Der Mann mit dem Rad fuhr schnell davon. Ich bedankte mich und schlug den Weg nach links ein.

Diese Gasse war mir fremd. Als ich auf die Hauptstraße kam, kannte ich mich wieder aus. Links der Dom. Ich beschloß, kurzerhand, zu Endora zu gehen. Sie wohnte überall. Ich würde sie immer finden, bevor ich in dem trostlosen Regensburg herumirren würde, ohne Ziel.

Ich betrat ein Haus und stieg die Treppen hoch. Im ersten Stock kam ich an einer Tür vorbei, an der ein Schild sichtbar angebracht war: "TOD 1198". Ich klopfte bei Endora. Nur in einem Nachthemd bekleidet, öffnete sie mir.

"So spät bist du noch nie gewesen." "Sorry, ich wurde unterwegs angemacht." Ich sah mich im Zimmer um und lächelte. Sie hatte eine Sammlung von Puttenengeln und etliche Bücher in einem Regal. Der Raum war überheizt. Endora trug ihr Haar länger, als sonst. Ich griff in meine Tasche und zog ein Buch heraus, das ich gerade tags zuvor gekauft hatte. Es freute mich, ihr ein Geschenk machen zu können, und hielt ihr das Buch hin. Sie lächelte und nahm es wortlos.

"Setz dich." Sie deutete auf das Bett. Ich ließ mich nieder. "Du hast gar keine Jacke an." "Draußen ist es warm." Sie drückte die Zigarette aus. "Komm." Wir legten uns auf's Bett.

Als ich am frühen Morgen das Haus verließ, schlug die Uhr gerade fünf. Ich drückte mich noch eine Stunde in der Stadt herum. Dann ging ich in mein Café, wo ich zu frühstücken pflegte.

Wie immer wachte ich um neun Uhr auf. Irgendwie fühlte ich in mir tiefe Geborgenheit. An solch einem Morgen, hatte ich gar keine Lust zu frühstücken, weil ich satt war. Ich duschte und ging zur Arbeit.

In der dritten Nacht nach diesem Tag, suchte ich vergebens nach einem Bus in Saarbrücken, der mich heimbringen sollte. Da keiner mehr fuhr, ging ich zu Fuß. Die Stadt schien mir fremd und bevor ich wieder herumirren würde, entschied ich mich, zu Endora zu gehen. Ich trat in das nächstbeste Haus ein und stieg die Treppen hoch. Bis auf Endoras Wohnung, war das Haus unbewohnt. Ich klopfte an die dunkelbraune Tür.

"Ja, bitte!" Ich trat ein. Sie sah mich streng an. "Ich will Sie nicht nerven." "Du nervst nicht. Aber heute habe ich nicht mit dir gerechnet. Wir hatten nächste Woche ausgemacht. Ach laß. Du kannst ja nichts dafür."

Sie trug wieder ein geblümtes Nachthemd, das oben nicht zugeknöpft war, so daß man einen tiefen Einblick in ihr Dekolleté hatte.

"Da." Sie drückte mir eine Zeitschrift in die Hand. "Von Lesben. Für Lesben." Ich errötete und legte die Zeitschrift unesehen auf den Tisch.

"Dreh mir mal ne Zigarette." Ich nahm den Tabak und drehte ihr eine. Sie hielt mir Camel hin. Wir setzten uns an den Küchentisch und rauchten. Dann faßte sie mich am Arm und zog mich auf ihren Schoß.

Punkt sechs saß ich in meinem Café und aß ein Croissant und ein belegtes Brötchen.

Um halb zehn klingelte es. Schlaftrunken ging ich zur Tür. Ich hatte verschlafen. Als Gisa die Treppen hoch kam, lächelte ich entschuldigend. "Mann, das Frühstück hätte ich fast verpennt, wenn du mich nicht rausgeklingelt hättest. Ich kauf dir schnell Brötchen. Ich selbst hab keinen Hunger." Ich warf mir eine lange Jacke über und flitzte in die Backerei. Ich war gut drauf und

fÄ½hlte mich geborgen. Wie oft schon hatte ich Gisa von diesem GefÄ½hl erzÄ½hlt, mit dem ich nichts in Verbindung bringen konnte. AuÄ½er daÄ½ ich vielleicht einen angenehmen Traum gehabt haben muÄ½te.

Eine Woche spÄ½ter in Berlin. Ich wurde von einem herumstreunenden Hund verfolgt, der mich durch irgendwelche Gassen hetzte. Schließlich nahm ich meinen Mut zusammen und ging auf ihn zu, mit dem Vorsatz, ihm das Maul zu sperren, wenn er mich nicht in Ruhe lassen sollte. Er blieb vor mir stehen und setzte sich plÄ½tzlich nieder. Ich streichelte ihn. "Mein Hund. Komm mit, Freund."

Wir betraten ein dunkles Haus und stiegen die Treppen hoch. Endora Ä½ffnete, bevor ich geklopft hatte. Sie lä½chelte, als sie den Hund sah. Er sprang freudig an ihr hoch und begrÄ½te sie schwanzwedelnd. Sie stellte ihm Wasser hin.

Dann wurde sie plÄ½tzlich ernst und sagte. "Ich muÄ½ mit dir sprechen."

Da ich aber nicht sprechen wollte, nahm ich sie einfach in den Arm und kÄ½te sie. Sie lieÄ½ es sich gefallen und erwiderte meine ZÄ½rtlichkeiten.

Wie immer samstags um halb zehn, klingelte Gisa. Ich war geduscht und fertig. Sie wollte mich in ein CafÄ½ zum FrÄ½hstÄ½ck einladen. Wir stiegen ins Auto und fuhren in die Stadt.

"Kennst du das CafÄ½? Das ist ein Insidertipp. Hier soll es gutes und preiswertes FrÄ½hstÄ½ck geben."

Wie hypnotisiert ging ich zu einem kleinen Tisch am Fenster und nahm Platz.

"Was hast du? GefÄ½llt's dir hier nicht?" "Oh... Ja doch. Ausgesprochen gut sogar. Ich bin hier zwar noch nie gewesen, aber irgendwie kommt es..."

Als die Bedienung kam, blieb mir der Rest des Satzes im Halse stecken. Sie lä½chelte wohlvertraut.

"Noch mal FrÄ½hstÄ½ck?"

Gisa schien es nicht gehÄ½rt zu haben. Sie sagte direkt. "Bitte zwei mal die Nummer drei."

"Du iÄ½t doch gerne Croissants?" zu mir gewandt. Ich nickte nur. Obwohl ich bereits satt war, zwÄ½ngte ich mir das Croissant und das BrÄ½tchen auf, um nicht wieder sagen zu mÄ½ssen, daÄ½ ich keinen Hunger hatte.

Am folgenden Mittwoch irrte ich abermals nachts in den Gassen herum, weil ich nicht heimfand. Wie so oft in solchen Situationen, suchte ich Endora auf, die immer fÄ½r mich da war. Sie wohnte neben dem Friedhof in einem hÄ½bschen kleinen HÄ½uschen. Ich sah, daÄ½ innen Licht brannte und schaute durch das Fenster. Als sie mich erblickte, Ä½ffnete sie mir.

"Warum wohnen Sie hier neben dem Friedhof?" "Kind. Wir haben November `98" Ich runzelte die Stirn, wagte aber nicht, weiter zu fragen.

"Ich muÄ½ dir was sagen," hob sie ernst an, wobei sie mich fest ansah.

"Ich bin deine Mutter."

Ich brach mit einem Weinkrampf zusammen. Sie umarmte mich und sprach trÄ½stend auf mich ein. Schließlich zog sie mich hoch und hielt mich immer noch umarmt.

In einem Anfall von Wahnsinn stieÄ½ ich sie plÄ½tzlich mit aller Gewalt von mir, ergriff ein Messer, daÄ½ zufÄ½llig auf dem Tisch lag, und stach zu. Stumm, mit geschlossenen Augen, sank sie zu Boden. Ich ging zum Telefon und wÄ½hlte die Nummer der Polizei.

Um neun klingelte der Wecker. Ich war gar nicht ausgeschlafen und fÄ½hlte mich traurig und verlassen. Ich machte das Radio an und wollte gerade die Nachrichten wegschalten, als die Sprecherin sagte: "Heute Nacht wurde die saarlÄ½ndische KÄ½nstlerin Endora tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Vermutlich hat sie sich selbst das Leben genommen. Endora wurde in esoterischen Kreisen als Hexe der Neuzeit bezeichnet. In ihren kÄ½nstlerischen Werken stand vor allem die Magie im Vordergrund. FÄ½r ihre Arbeit wurde sie mehrfach mit Preisen ausgezeichnet."

Die Kaffeetasse in der Hand, starrte ich auf das Radio und lieÄ½ mich dann in den Stuhl sinken.

Inzwischen hatte die Musik eingesetzt, aber ich nahm sie schon nicht mehr wahr. Ich stellte die Tasse ab, stÄ½tzte den Kopf in die HÄ½nde und weinte still.

Endora? Ich hatte noch nie von ihr gehÄ½rt. Und doch war mir, als sei eine gute Freundin von mir gegangen.